

Mani Beckmann

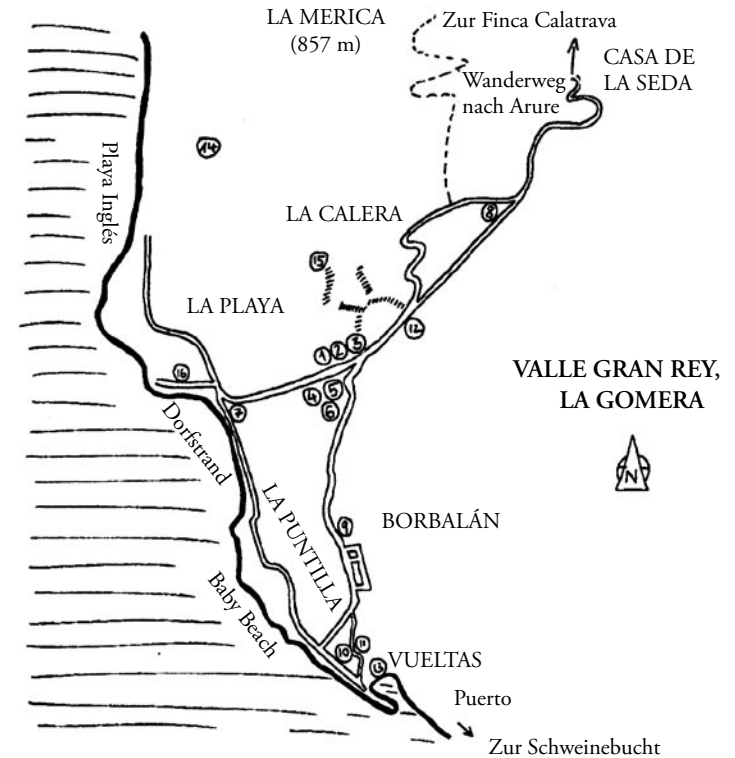
Sodom und Gomera

Kriminalroman

Zech Verlag

Dieser Roman erschien erstmals 1999 im Bastei Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach. Die vorliegende Ausgabe ist vollständig überarbeitet und entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.dnb.de>.



© 2009 Verlag Verena Zech, Santa Úrsula (Tenerife)
 Tel./Fax: (34) 922-302596 · E-Mail: info@zech-verlag.com
www.zech-verlag.com

Text und Zeichnung: Mani Beckmann

Umschlaggestaltung: Karin Tauer unter Verwendung eines

Fotos von: Bruno Dittrich

Druck und Bindung: Gráficas La Paz

Depósito legal: J-812-2009

ISBN 978-84-934857-7-1

Printed in Spain

- | | |
|--|---------------------------------------|
| 1 – Caja de Ahorros/Sparkasse | 8 – Praxis Dr. Álvarez |
| 2 – Zumería/Saftbar | 9 – Casa Mireia & Dirk |
| 3 – ›Parada‹-Bar | 10 – ›Taka-Tuka‹-Bar |
| 4 – Apartamentos Gran Rey
(Casa Isabella) | 11 – Café der anderen Art |
| 5 – Parroquia Los Santos Reyes/
Kirche | 12 – Parada/Bushaltestelle |
| 6 – Gasolinera/Tankstelle | 13 – Discoteca ›Esmeralda‹ |
| 7 – ›Las Jornadas‹-Bar
(Casa María) | 14 – Campo de Fútbol/
Fußballplatz |
| | 15 – Casa Brigitte |
| | 16 – El Fotógrafo |

Das Flugzeug landete mit einer halben Stunde Verspätung um kurz vor drei Uhr nachmittags auf dem Flughafen Reina Sofia. Noch vor sechs Stunden hatte ich bei elf Grad fröstelnd im Berliner Regen gestanden und auf mein Taxi gewartet, das mich zum Flughafen Tegel bringen sollte, und nun empfing mich strahlender Sonnenschein und eine brütende Hitze auf der Kanareninsel Teneriffa.

»Auf das Wetter ist da unten immer Verlass«, hatte Ute mir versprochen und wie immer recht behalten. »Das Schlimmste, was dir passieren kann, ist der Schirokko. Aber der kommt selten.«

»Aha«, hatte ich geantwortet und nicht recht gewusst, wovon sie sprach.

Ich stand in der Abfertigungshalle und sammelte mein Gepäck ein (wie nicht anders zu erwarten, war es das letzte, das auf dem Förderband erschien). Ich verstaute Jeansjacke und Pullover im Rucksack, setzte meine Sonnenbrille auf, stellte die Armbanduhr um eine Stunde zurück und begann allmählich zu begreifen, dass soeben mein erster längerer Urlaub seit Jahren begonnen hatte. Erst am Vortag hatte ich ein Last-Minute-Pauschalticket erstanden, und noch vor drei Tagen hatte ich nicht die leiseste Ahnung gehabt, dass ich mich an diesem Dienstagnachmittag in der Nähe des 28. Breitengrades auf einer Insel im Atlantischen Ozean befinden würde. Eigentlich sind spontane Entscheidungen nicht gerade meine Stärke, aber diesmal ging alles ganz plötzlich und erfolgte ohne lange Planung.

Es begann damit, dass Wuttke, mein Redakteur beim »Berliner Abendblatt«, mir bei einer Kulturpreisverleihung am Samstag zu verstehen gab, es sähe in der nächsten Zeit ungünstig mit Aufträgen aus. Er wisse, dass man es als Frei-

berufler nicht einfach habe, und es tue ihm ja auch leid, aber so sei es halt im Journalismus. Nicht dass er mit meinen Texten unzufrieden sei, das nun gerade nicht, aber ob ich denn nicht schon einmal überlegt hätte, das Feuilleton aufzugeben und, sagen wir mal, in die Lokalberichterstattung zu wechseln. Im lokalen Sport würden zum Beispiel immer mal wieder patente Leute gebraucht. Eine verbale Ohrfeige durch die Blume!

»Das ist das Sommerloch, da sieht es immer ein wenig mau aus.« Wuttke lächelte unecht. Von wegen Sommerloch! Es war September!

Um nicht auf der Stelle loszuheulen oder ihm an die Gurgel zu springen, grinste ich unbeholfen und stammelte etwas ähnliches wie: »Ich hatte eh vor, erst mal ein wenig Urlaub zu machen.«

»Na prima!« Er klopfte mir väterlich auf die Schulter. »Vielleicht sieht's ja in drei, vier Wochen wieder etwas besser aus. Und ich werde auf jeden Fall bei den Kollegen von der Lokalen ein gutes Wort für Sie einlegen.« Wieder ein Schulterklopfer, dann ein aufbauendes Wort des Trostes: »Sie sind doch jung und flexibel. Ihnen gehört die Zukunft, mein lieber Brandt. Wie ich Sie beneide!« Damit war für Wuttke das Thema beendet, und er wendete sich wieder dem üppigen Büfett und der ebenso reichlich ausgestatteten Brünetten zu, die an einem Hähnchenschenkel knabberte und bewundernd an seinen Lippen hing.

Und ich war dazu verdonnert worden, in Urlaub zu fahren.

Auch wenn dies natürlich nicht der einzige und eigentliche Grund war, warum ich nun an diesem herrlichen Spätsommertag vor dem Gebäude des Flughafens Teneriffa-Süd stand und ausfindig zu machen versuchte, wie ich am besten und schnellsten zum Hafen von Los Cristianos gelangte. Schließlich war ich in quasi-detektivischer Mission unterwegs.

Ich schaute mich hilflos und suchend im Flughafengebäude um und beneidete die anderen Fluggäste, die genau zu wissen schienen, wohin sie wollten und wie sie dorthin gelangten. Zwar hatte ich mir am Vorabend einen Reiseführer besorgt und ihn sogleich in die Innentasche meiner Lederjacke gesteckt, um ihn auf keinen Fall zu vergessen und im Flugzeug zur ersten Recherche zur Hand zu haben. Doch leider hatte ich mich heute morgen entschieden, statt der winterlichen Leder- die sommerliche Jeansjacke mitzunehmen, und so ruhte der Reiseführer wohlbehalten in meiner Wohnung, während ich einigermaßen orientierungslos im sonnigen Süden gelandet war. Zu allem Überfluss war ich des Spanischen nicht mächtig und beherrschte außer den Titeln einiger spanischer Spielfilme wenig mehr als die Namen diverser karibischer Cocktails.

»Deutsch reicht da unten völlig«, hatte Ute am Sonntag gemeint, als wir uns in einem Café in der Nähe des Kreuzberger Victoriaparks zu einem französischen Frühstück getroffen hatten. »Gomera ist genau wie Mallorca, nur ganz anders.« Dann hatte sie meine Hand genommen und mich traurig lächelnd angeschaut. »Würdest du das wirklich für mich tun?«

»Für dich würde ich alles tun«, hatte ich scherzhaft geantwortet und ihr dabei nicht in die Augen geschaut, um ihr nicht zu erkennen zu geben, dass ich es keineswegs nur als Scherz gemeint hatte.

»Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«

Ich grinste nickend und meinte: »Klar! Wer weiß, vielleicht finde ich ja sogar Spaß am Detektivspielen: Martin Brandt, ein Mann für alle Fälle. Außerdem war ich noch nie auf den kanarischen Inseln. Wird mal Zeit!«

Im Moment allerdings zweifelte ich daran, ein sonderlich guter Detektiv zu sein. Nicht einmal den Taxistand konnte ich ausfindig machen.

»Du Halbdackel«, hörte ich plötzlich eine piepsende Stimme hinter mir. »Wo haschden jetscht den Bruschtbeudel gelassen?« Ich drehte mich um, da ich dachte, ich sei gemeint, und sah ein etwa achtzehnjähriges, rothaariges Mädchen, das sich an dem Rucksack eines eingeschüchterten und gleichaltrigen Jungen zu schaffen machte. Schwaben, wie der Tonfall verriet. Und um zwei Jahrzehnte verspätete Blumenkinder, wie sich unschwer der Kleidung entnehmen ließ: Ledersandalen, bunte und geblünte beziehungsweise gestreifte Pluderhosen, Batikhemd und geflochtene Armbändchen. Das Mädchen hatte das Gesuchte gefunden und schnauzte ihren Freund an: »Du bisch echt 'n Grasdackel!«

»Wisst ihr, wie ich zum Hafén komme?«, fragte ich die beiden.

»Wo willschten hin?«, fragte das Mädchen.

»Zum Hafén.« Ich war mir beinahe sicher, es gerade erst gesagt zu haben.

»Noi, wo du hinwillscht?« Das Blumenkind strich sich die mittelgescheitelten und hennagefärbten Haare hinter die Ohren.

Ich bereute bereits, die beiden angesprochen zu haben. Kommunikation mit Süddeutschen war immer so anstrengend, sie dachten so grundsätzlich anders als ich. Ich wiederholte also: »Los Cristianos.«

»Der Hafén«, antwortete sie, »das hascht schon gesagt.«

Allmählich glaubte ich zu verstehen, worauf das Mädchen hinauswollte, und sagte: »Ich möchte gern nach Gomera.«

»Da wollen wir auch hin. Kannscht gleich mitkommen.« Sie nickte mir zu und winkte einem Taxi. »Zu dritt isch billiger.«

Bevor ich mich recht versah oder dagegen wehren konnte, saß ich mit dem Schwabenpärchen in einem klapprigen Toyota und fuhr an der unansehnlichen und durch betonierete Hotelanlagen verschandelten Südküste Teneriffas entlang

gen Westen. Das verspätete Hippiemädchen (sie hieß Sandra, nannte sich aber Sunny oder Sandy) redete ohne Unterlass auf mich ein, während ihr blond gelockter und schlaksiger Begleiter (den Sandy als Michael oder besser: Mike beziehungsweise Micki vorstellte) die ganze Zeit über keine Silbe sagte. Er starrte dümmlich vor sich hin und schaukelte mit dem Oberkörper (Hospitalismus, vermutete ich). Während der Taxifahrt erfuhr ich, dass die beiden aus Böbingen an der Rems stammten, im Frühjahr Abitur gemacht hatten und im kommenden Monat ihr Studium in Berlin beginnen wollten: Sandy hatte sich für Germanistik entschieden (»Deutsch als Fremdsprache?«, hätte ich beinahe gefragt, ließ es dann aber), und Micki wollte Psychologie studieren (ausgerechnet!). Allerdings erhielt ich auch einige nützliche Informationen über die Insel Gomera.

Ich zeigte Sandy die Postkarte, die Ute mir mitgegeben hatte, und deutete auf den Stempel mit dem Schriftzug »La Calera«. Sandy nahm mir die Karte aus der Hand, las interessiert die Adresse und fragte: »Wer ischen Ute Ikemann?«

Ich antwortete, das ginge sie gar nichts an, und tippte erneut auf den Stempel.

»Des isch im Valle«, erklärte Sandy desinteressiert und kümmerte sich wieder um die handschriftlichen Zeilen auf der Karte. Sie las den Text und die Unterschrift und fragte: »Und wer isch Julia?«

Obwohl sie es mir nicht sehr leicht machte, erfuhr ich von Sandy, dass La Calera ein Ortsteil der Gemeinde Valle Gran Rey war, unweit der Südwestküste der Insel. Das Tal des großen Königs (so lautete wohl die Übersetzung) bestand aus einem guten Dutzend kleinerer Dörfer und Siedlungen und war das Zentrum des Tourismus auf Gomera, vor allem des Alternativtourismus.

»Alle sind da so grell abgefahren und voll cool, viele Freaks und Aussteiger und Leute wie wir«, wie Sandy nicht

ohne Genugtuung betonte. »Die sind ungeheuer easy drauf, weischt?«

Klar gebe es auch Normalos und sogar einige wenige Pauschalreisende (dass meine Wenigkeit ebenfalls zu diesen gehörte, verschwieg ich tunlichst), aber insgesamt sei das Valle doch noch »ziemlich freakig und voll krass, gell!«

Das Taxi hielt, Micki zahlte die 2.500 Peseten (er tat dies wortlos), und Sandy forderte von mir die Hälfte des Fahrpreises, indem sie sagte: »Fifty-fifty, ganz reell!« Als sie meinen fragenden Blick sah, fügte sie achselzuckend hinzu: »Wir sind zwei Parteien: du und wir. Also jeder die Hälfte.«

Kopfschüttelnd gab ich ihr 1.500 Peseten und war etwas erstaunt, als sie sie einsteckte, ohne Anstalten zu machen, mir den Rest herauszugeben.

Wieder sah sie mein Stirnrunzeln und meinte in vorwurfsvollem Ton: »Bisch du etwa 'n Pfennigfuchser?«

Ich lächelte nachsichtig und verneinte ihre Frage.

»Siehst du?«, fragte Sandy. »Da vorn isch auch schon die Fähre, wo nach San Sebashtián fährt.«

»San Sebastián?«

»Des isch die Hauptstadt von Gomera. Und der Hafen. Das Valle isch auf der anderen Seite der Insel.«

Auch während der gut einstündigen und erstaunlich schaukelfreien Schifffahrt mit der »Ferry Gomera« gelang es mir nicht, den Redeschwall meiner neuen Bekannten zu bremsen oder auf eine andere Person (zum Beispiel ihren apathisch schweigenden Freund) zu lenken. Sie erzählte vermeintlich ulkige Anekdoten von vergangenen Urlaubstrips (sie reiste zum vierten Mal »ins Valle«), schwärmte von dem mojo bei Maria (eine Art Soße oder Dip, angeblich eine kulinarische Spezialität auf der Insel), dozierte über die »Guanchen«, die geheimnisumwitterten Ureinwohner der Kanaren, und berichtete von der so genannten Schweine-

bucht und den Freaks und Späthippies, die dort direkt am Wasser in Höhlen lebten, sich von Joints und freier Liebe ernährten und denen sich Sandy und Micki (selbstredend) auf der Stelle anschließen wollten.

Mein erster optischer Eindruck von der Insel Gomera war ein höchst angenehmer. Nach der Fahrt durch das monoton ockerfarbene und trostlose Ödland an der Südspitze Teneriffas und weil ich Postkarten von sandigen Mondlandschaften anderer Kanareninseln gesehen hatte, war ich nicht wenig überrascht, als ich vom Schiff aus eine erstaunlich grüne, bergige und relativ kleine Insel sah.

»Niedlich, gell?«, sprach Sandy aus, was mir gerade durch den Kopf ging.

Ich nickte und erwiderte: »Sieht aus wie Lummerland.«

»Eine Insel mit zwei Bergen«, begann sie sogleich zu trällern und grinste mich an. »Aber eine Lok wie in Lummerland gibt's hier nicht. Wir müssen leider den Bus nehmen.«

Die Haltestelle, zu der Sandy ihre beiden männlichen Begleiter wie eine Entenmutter ihre Küken geleitete, befand sich direkt an der Mole. Bevor ich auch nur einen Blick auf die Hafenstadt werfen konnte, saß ich bereits auf den brütend heißen, kunststoffbeschichteten Sitzen des öffentlichen Busses, der in einem waghalsigen Tempo die Berge erklimmte, um die neuen Gäste auf die gegenüberliegende westliche Seite der Insel zu transportieren. Die Busfahrt dauerte knappe zwei Stunden und war ebenso kurvenreich wie schwindelerregend. Trotz zunehmenden Drucks auf den Ohren und eines unwohligen Grummelns in der Magenregion bewunderte ich den Ausblick auf die bewaldeten Hügel und Täler. Je höher wir kamen, desto nebliger wurde es, und als wir schließlich einen dichten und verwunschen anmutenden Wald aus Lorbeerbäumen und riesigen Heidegehölzen durchquerten, befanden wir uns in einer dicken Wolkensuppe.

»Des isch vom Passatwind«, erklärte Sandy, ohne dass ich sie um Erklärung gebeten hätte. »Die Wolken gibsch aber nur hier auf der Oschtseite.« Sie sah sich genötigt, weitere Erläuterungen folgen zu lassen und sich über Klima, Vegetation und Wasservorkommen auf der Insel auszulassen. Während Sandy zischelnd und ausschweifend auf mich »einschwätschte«, was das Zeug hielt und ich mit Respekt und Unbehagen in die tiefen Schluchten starrte, dachte ich an den vergangenen Samstagabend zurück, den Abend, an dem ich von Utes Zwillingsschwester erfahren hatte.

Ich hatte Ute in ihrer Wohnung abholen wollen, um mit ihr zu einer Galaveranstaltung zu gehen (ebenjene Festivität, auf der ich dann meinen Job verlor), doch in dem Moment, da sie die Wohnungstür öffnete, wusste ich, dass Ute unsere Verabredung vergessen hatte. Sie lugte vorsichtig durch einen Spalt ins Treppenhaus und stierte mich lange und ungläubig an, wahrscheinlich wegen meiner allzu schnieken Gala-Ausstattung, in der ich mich selbst zuvor im Spiegel kaum erkannt hatte. Sie lächelte verlegen und fragte: »Martin?«

Sie sah gut aus, unglaublich gut sogar. Eigentlich. Ihre Haut war sonnengebräunt, das dunkelblonde Haar etwas kürzer und heller, schulterlang und durch die Sonne gebleicht. Unzählige Sommersprossen zierte ihr sehr schmales Gesicht, sie schien in den zwei Wochen abgenommen zu haben. Es stand ihr, sie sah blendend aus. Und dennoch stimmte irgendetwas mit ihr nicht. Sie wirkte verstört und starrte mich an, als sähe sie ein Gespenst. Wer weiß, wäre ihre Sonnenbräune nicht gewesen, vielleicht wäre sie bleich um die Nase gewesen. Sie trat von einem Bein aufs andere und machte keine Anstalten, mich in die Wohnung zu lassen.

»Du hast den Ball vergessen?«, fragte ich.

»Den Ball?«

»Ja, den Ball.«

»Ach so, der Ball. Ich weiß nicht.«

Ein Dialog, wie aus einer Derrick-Folge. Allmählich machte ich mir ernstlich Sorgen um meine Nachbarin. Wir hatten uns schon vor Wochen, noch vor ihrem Urlaub, für den heutigen Samstagabend verabredet. Sie hatte mich geradezu angebettelt, sie zur Kulturpreisverleihung in den Zoo-Palast mitzunehmen. Im Gegensatz zu mir liebte Ute schicke Galas und hochoffizielle Empfänge, und mir bereitete es unbändiges Vergnügen, in ihrer Begleitung zu sein. Mit Ute als Partnerin wagte ich mich sogar aufs Tanzparkett.

»Entschuldige.« Mit einem verkrampften Lächeln im Gesicht öffnete sie die Tür, damit ich eintreten konnte. »Komm rein!«

Ich trottete hinter ihr her durch den schmalen Flur. Zwei Koffer standen an der Garderobe, der eine verschlossen, der andere geöffnet, aber noch nicht ausgepackt. In der Wohnung war es stickig und duster, es roch abgestanden und muffig, die Jalousien waren heruntergelassen, die Fenster geschlossen.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, sagte sie: »Tut mir leid, die Maschine hatte ein paar Stunden Verspätung, ich bin erst heute Abend angekommen.«

»War's schön?«

»Hm, na ja. Urlaub halt.«

Komische Antwort!

Ich folgte ihr ins Wohnzimmer und setzte mich aufs Sofa, während sie zum Fenster ging, es auf Kippe stellte und die Jalousien hochzog, um frische Luft hereinzulassen. Auf dem Tisch lagen Fotoalben und Tagebücher, in denen sie geblättert zu haben schien. Sie sah meinen Blick, kramte hastig die Alben zusammen und verstaute sie neben dem Sofa. Dann stand sie vor mir, verschränkte die Arme und schwieg.

»Was hast du getrieben?« Ich deutete auf die Fotoalben: »Vergangenheitsbewältigung oder schon die ersten Urlaubsfotos eingeklebt?«

»Was? Wieso? Nein!« Wieder schaute sie mit diesem verängstigten Blick, den ich noch nie an ihr bemerkt hatte. Nichts zu sehen von ihrem verschmitzten Grinsen und dem Funkeln in ihren grünen Augen, das sonst ihr Markenzeichen war und mich jedes Mal zum Schmelzen brachte.

»Hey, was ist denn mit dir los?«, fragte ich besorgt.

»Mit mir? Nichts. Gar nichts. Was soll sein? Wahrscheinlich bin ich in Gedanken immer noch auf Gomera.«

»Gomera?«, wunderte ich mich. »Ich dachte, du warst auf Kreta?!«

»Ja, natürlich, Kreta, wo sonst?« Sie stand vor mir, schaute durch mich hindurch, als sei ich gar nicht vorhanden, und rieb sich nervös die Hände, spielte mit einem Ring an ihrem Mittelfinger, den ich ebenfalls noch nicht an ihr gesehen hatte. Ein großer, ovaler, roter Stein in Goldfassung, ziemlich auffällig.

»Rubin?« Ich deutete auf ihre Hand.

»Nein, Granat«, antwortete sie knapp. »Im Urlaub gekauft.«

Ute zitterte am ganzen Körper, drehte immer hektischer an ihrem Ring. Und plötzlich begann sie jämmerlich zu schluchzen und zu weinen, es brach regelrecht aus ihr heraus.

Ich sprang erschrocken auf, wusste nicht, ob und wie ich mich ihr nähern sollte, und nahm sie schließlich ungeschickt in die Arme. Ich hielt sie fest, streichelte ihren Rücken und ertappte mich dabei, wie ich an ihren Haaren schnupperte. Sie rochen immer noch ein wenig nach Sonne und Salz. Ich konnte Utes Herz schlagen fühlen, und mein eigenes raste vor Aufregung. Atemlos fragte ich: »Willst du mir nicht erzählen, was passiert ist?«

»Julia!«, rief sie tränenerstickt. »Sie hat geschrieben!«

»Wer ist Julia?«

»Meine kleine Schwester.« Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, befreite sich aus meiner Umarmung, drückte aber dankbar meine Hand und meinte: »Tut mir leid.«

»Du hast eine Schwester?«

Sie zuckte mit den Schultern und nickte dann andeutungsweise, sah mich aber nicht an. Es war offenkundig, dass die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, nicht sonderlich angenehm waren. Sie seufzte leise: »Mm-hm.« Dann sagte sie: »Julia ist meine Zwillingsschwester.«

»Im Ernst? Davon hast du nie etwas erwähnt.«

»Das hat schon seine Gründe«, erwiderte sie sibyllinisch.

Ich wohnte bereits seit zwei Jahren Tür an Tür mit Ute, war ebenso lange mit ihr befreundet und hatte bislang gedacht, sie ziemlich genau zu kennen oder doch einiges über sie und ihre familiären Verhältnisse zu wissen. Sie hatte mir von ihren verstorbenen Eltern erzählt, von ihrem Vater, der Bürgermeister in einer Kleinstadt an der holländischen Grenze gewesen war, von ihrem jüngeren Bruder Jonas, der in den USA studierte und jedes Jahr zu Weihnachten eine kitschige Postkarte schickte und sich ansonsten rar machte. Und von ihrem Ex-Mann Dirk natürlich, der sich vor einigen Jahren mit einer hübschen Spanierin auf und davon gemacht hatte. Aber eine Schwester hatte sie nie erwähnt. Geschweige denn eine Zwillingsschwester!

»Und was schreibt sie?«, wollte ich wissen.

Ute ging, sich immer noch die Tränen trocknend, zu ihrem Sekretär, kramte in Briefen, die auf der Ablage gehäuft waren, und kam mit einer Postkarte zurück. Sie hielt sie mir hin und sagte: »Lies selbst!«

Ich betrachtete kurz das Foto auf der Rückseite: Nacktbadende auf schwarzem Sandstrand vor rötlich schimmernden Felsen. Ich drehte die Karte um und las:

»Liebe Ute, viele herzliche Grüße von der sonnigen Insel Gomera sendet Dir Deine Schwester Julia. Das Wetter ist herrlich, ich faulenze den ganzen Tag, liege am Strand und trinke frisch gepressten Orangensaft. Ich hoffe, wir sehen uns bald einmal. Alles Liebe, tausend Küsse. Deine Julia.«

Diese harmlose Karte war also der Grund, weshalb Ute weinend und völlig aufgelöst vor mir stand? Und einen Kulturball vergessen hatte, auf den sie sich wochenlang wie ein kleines Kind gefreut hatte? Ich sah Ute fragend an.

»Das kannst du nicht verstehen«, rief sie. »Diese Karte ist ein Hilfeschrei.«

Ich staunte und las erneut. Entweder war die Postkarte in einem Geheimcode geschrieben, oder Ute hatte Halluzinationen. Oder ich hatte schlicht nicht genug Phantasie. »Ein Hilfeschrei? Wie kommst du darauf?«

»Julia würde mir niemals eine solch banale Karte schicken. Nicht nach sechs Jahren.« Ute schluckte und starrte zu Boden. »Nicht nach allem, was gewesen ist!« Sie schluckte erneut und verstummte.

Ich sah ihr ins Gesicht, sah die traurig schauenden, rotgeränderten Augen, das nervöse Zucken ihrer Mundwinkel, das unbeholfene Lächeln, das nicht gelingen wollte. Wenn ich nun darüber nachdachte, so musste ich mir eingestehen, dass es vor allem dieser hilfeflehende Blick gewesen war, der mich dazu gebrachte hatte, mich überhaupt auf die ganze Sache einzulassen.

»La Calera!«, sagte dieser Blick. Und dann noch einmal: »La Calera!«

Sandys Stimme riss mich unsanft aus meinen Gedanken: »He, Martin, aufwachen, du bist da!«

»Wie? Was?« Ich rieb mir die Augen und versuchte, mich zu orientieren. Ich blinzelte durch die Frontscheibe des Busses und sah direkt aufs Meer und in die untergehende Sonne. Von dem verwunschenen Wald und den Passat-

wolken war nichts mehr zu sehen. Ich räusperte mich und fragte: »Wo sind wir?«

»Hier isch Calera. Du muscht raus! Sonscht darfscht die Strecke vom Strand zurücklaufen.«

»Danke!« Ich stand auf, um mein Gepäck zusammensuchen. »War nett, euch kennenzulernen.«

Sandy gab mir einen Kuss auf die Wange und drohte: »Bisch bald!«

Und dann geschah das Wunder.

Ich gab Micki die Hand, und plötzlich öffnete dieser den Mund und sprach!

Er sagte: »Hier läuft man sich eh ständig über den Weg, ist gar nicht zu vermeiden. Entweder an der Saftbar oder bei Maria. So groß ist der Ort ja nicht.« Ebenso überraschend wie die Tatsache, dass er überhaupt redete, war der Umstand, dass er dabei keinerlei Akzent erkennen ließ.

»Wir werden sehen.« Ich stieg aus und begab mich auf die Suche nach der »Casa Brigitte«, in der das Reisebüro für mich ein apartamento gebucht hatte.

La Calera war ein sehr hübscher, malerisch am Berghang gelegener Ort, noch nicht verbaut, sondern relativ ursprünglich erhalten, mit weißgetünchten Häuschen, schmalen Gassen, gewundenen Wegen und Treppen und wundervoller Aussicht aufs Meer. Auf den Hafentort Vueltas zur Linken, die Strandsiedlung La Playa zur Rechten und die Bananenplantagen dazwischen.

Ich stapfte keuchend und müden Schrittes die unzähligen Treppenstufen hinauf und fand das »Haus Brigitte« am obersten Rand des Dorfes. Die Besitzerin, eine grauhaarige, etwa fünfzigjährige Deutsche mit leichtem Hamburger Akzent, wartete bereits auf mich und fragte, warum ich nicht mit dem Kleinbus des Reiseveranstalters gefahren sei. Die hätten am Flughafen auf mich gewartet, um mich zur Insel und ins Valle zu bringen.

»Kleinbus?«, war alles, was ich schnaufend erwidern konnte.

»Ja, sicher. Wofür hast du denn pauschal gebucht?«

»Ach so«, sagte ich und dachte: Hätte ich das gewusst! (Dieser Urlaub war meine erste Pauschalreise.) Dann setzte ich hinzu: »Ich hoffe, Sie haben nicht allzu lange auf mich gewartet.«

»Halb so wild. Und du kannst Gitte zu mir sagen, wir duzen uns hier alle.«

Sie gab mir ein Zeichen, ihr die Treppe hinauf zu folgen, und zeigte mir das Apartment im dritten Stock: es hatte eine Dusche, ein großes Bett und einen ebensolchen Balkon mit atemberaubenden Seeblick. Was wollte ich mehr?!

Der Urlaub konnte beginnen.

2

Das Restaurant »Las Jornadas«, das von allen Touristen und Einheimischen nur »Casa Maria« genannt wurde, lag strategisch äußerst günstig, nahe am Strand und mit Blick auf die untergehende Sonne, für die es nun allerdings schon zu spät war. Das zweistöckige Gebäude stand direkt an der einzigen Straße, die in den Ortsteil La Playa hinunterführte (von meinem Apartment aus ein Fußweg von etwa fünfzehn Minuten). Wer zu den Stränden wollte (außer dem Dorfstrand gab es noch einen Nacktbadestrand, die Playa Inglés), musste an Marias Laden vorbeiflanieren und sich von deren Gästen begutachten lassen. Die Straße hatte etwas von einem Laufsteg. Man sah und wurde gesehen.

Ich machte es mir auf der schmalen Terrasse gemütlich, beobachtete das Treiben um mich herum und überlegte, wie ich nun weiter vorgehen wollte. Ute hatte mir zwei

Fotos mitgegeben. Das eine zeigte Julia in ihrer Berliner Wohnung und war vor etwa sieben Jahren aufgenommen worden. Sie hatte sehr kurze Haare und einen mürrischen Gesichtsausdruck, ansonsten aber war sie tatsächlich das exakte Abbild ihrer um wenige Minuten älteren Schwester. Das andere Foto war eine aktuelle Automatenaufnahme von Ute (mit schulterlangem Haar). Wahrscheinlich war es am günstigsten und aussichtsreichsten, so dachte ich mir, die Bedienungen in Restaurants und Kneipen zu fragen. Barkeeper hatten erfahrungsgemäß ein ziemliches gutes Erinnerungsvermögen. Und Julia Ikemann war eine Frau, an die man sich erinnern würde (so glaubte und hoffte ich).

Der Kellner, ein nordisch aussehender Mann mit blondem Schnauzer, kam an meinen Tisch, nahm stumm meine Bestellung entgegen und ignorierte es schlichtweg, als ich ihm die Fotos präsentieren wollte. Auch wenige Minuten später, als er das Essen brachte, reagierte er nicht auf meine Bemühungen, ihn auf die Bilder aufmerksam zu machen. Nicht gerade ein Sanguiniker.

Der Koch des Ladens jedoch schien weniger leidenschaftslos zu sein, er hatte mir ein Essen bereitet, an das ich mich noch lange Zeit erinnern würde. Das Thunfischsteak war sauer mariniert, die papas (Kartoffeln) runzlig, ungeschält und in höchstem Maße salzig, die rote Soße (mojo rojo) extrem scharf und triefend vor Knoblauchöl. Mein Magen würde einige Zeit brauchen, um sich an die deftige gomerische Küche zu gewöhnen.

Um meinen Innereien die bevorstehende Verdauungsarbeit ein wenig zu erleichtern, ging ich nach dem Essen an den Tresen und bestellte, wie Sandy es mir ans Herz gelegt hatte, einen sol y sombra (halb Brandy, halb Anislikör), den mir ein junger Mann mit schläfrigen Gesichtsausdruck vor die (bereits sonnenverbrannte) Nase setzte. Sein eigenes Riechorgan war ein echtes Prachtexemplar, gebogen wie eine